

3

Unser Thema

Weshalb Empathie eine anspruchsvolle Fähigkeit ist, erklärt Philosophin Susanne Schmetkamp im Interview.

11

Aktuelles aus der Bildung

Neue Perspektiven für ausgebildete FaBe, die mit Menschen mit Beeinträchtigung arbeiten.

14

Porträt

Offen und direkt erzählt Andrea von Büren von sich selbst und ihrem Lebensthema Inklusion.



Perspektiven-
wechsel –
«Wenn ich du wäre»

Unser Thema

- «Empathie ist aktives Verstehenwollen» 3
- Die Perspektive der Praxis
in die Schule holen 5
- «Kannst du für 24 Stunden
ein Ja-Mann sein?» 6
- «Brauche keinen Betreuer
und keinen Papi» 7
- «Aus Jugendanimation sollte
Gesellschaftsanimation werden» 8

Geflüstert 9

Aktuelles aus der Bildung 10

Reportage 12

Porträt 14

Die andere Seite von ... 16



Perspektiven zu wechseln ist für unsere Fotografin Monique Wittwer beruflicher Alltag. Fotografieren aus verschiedenen Blickwinkeln ist nicht nur eine Möglichkeit, den Status quo aufzurütteln, sondern bietet auch die Möglichkeit, Bildern neues Leben einzuhauchen. Monique Wittwer war unterwegs und hat sich die Welt von unten angesehen – sehr stimmig, wie wir finden.

Liebe Leser:innen



Wenn ich von verschiedenen Standorten auf eine Landschaft schaue, verändert sich die Grösse der Elemente, ich kann Neues entdecken, was vorher verborgen war, und anderes verschwindet aus dem Blick. Wenn ich dies systematisch mache, eröffnet sich mir ein anderes, vollständigeres Bild einer Situation. Bei der Arbeit mit Menschen verhilft mir dies zu einem besseren Verständnis, es erleichtert, Probleme zu identifizieren oder auch zu relativieren und eröffnet mir somit neue Lösungs- und Handlungsmöglichkeiten.

Um in meiner Arbeit eine personenzentrierte Haltung einzunehmen und empathisch reagieren zu können, müssen mir die Bedürfnisse des Gegenübers und dessen Sicht auf die Dinge bekannt sein.

Einen Perspektivenwechsel vorzunehmen klingt ganz einfach – die Umsetzung der Theorie in die Praxis ist oftmals schwieriger. Die eigene Wahrnehmung und deren Interpretationen sind geprägt von der eigenen Geschichte, was uns nicht immer bewusst ist. Eigene Muster zu erkennen und zu hinterfragen ist anspruchsvoll, kann jedoch gelernt, geübt werden.

Bei ARTISET Bildung legen wir bei unseren Aus- und Weiterbildungsangeboten grossen Wert auf die praktische Umsetzung der theoretischen Erkenntnisse und begleiten die Studierenden und Teilnehmenden der Weiterbildungskurse persönlich in ihren Lernprozessen. Wir bilden Fachpersonen aus und weiter, die ihren beruflichen Alltag, insbesondere auch anspruchsvolle Situationen, sicher, kompetent und vorausschauend bewältigen und dazu auch die Perspektive wechseln können.

Das Thema zieht sich durch die gesamte aktuelle Ausgabe unseres Bildungsmagazins. So erzählt beispielsweise Andrea von Büren dem Journalisten im Porträt, wie sie unsere Studierenden zum Perspektivenwechsel auffordert. Und ganz andere Perspektiven erfährt auch unsere neue Journalistin Ursula Känel Kocher im Kontakt mit Personen aus der Praxis.

Ich wünsche Ihnen viel Spass bei der Lektüre.

M. Weder

Monika Weder, Leiterin Bildung ARTISET

«Empathie ist aktives Verstehenwollen»

Wer die Perspektive anderer einnimmt, erweitert den eigenen Horizont. Das sagt Philosophin Susanne Schmetkamp im Interview. Und sie erklärt, wie der Du-zentrierte Perspektivenwechsel im Betreuungsalltag bei der Entscheidungsfindung helfen kann.

Frau Schmetkamp, Empathie wird in unserer Gesellschaft positiv bewertet. Zu Recht?

Susanne Schmetkamp: Alltagssprachlich verstehen wir unter einem empathischen Menschen eine Person, die sich gut in andere hineinversetzen und deren Perspektive übernehmen kann, die sensitiv und sensibel auf Gefühle anderer reagiert. Auch in der Philosophie wird der Begriff unter anderem so definiert. Das bedeutet aber nicht, dass Empathie stets eine positive oder moralisch gute Fähigkeit ist. Menschen können die perspektivenwechselnde Empathie auch aus strategischen Gründen einsetzen, etwa in der Wirtschaft oder in der Politik. Ob aber im strategischen oder im moralischen Sinne: Ich bin der Meinung, dass ein Perspektivenwechsel etwas Positives hat. Dadurch erweitert man sein Wissen und gewinnt neue Erkenntnisse.

«Die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel ist wie ein Muskel, den man trainieren kann.»

Susanne Schmetkamp, Philosophin

Wie genau funktioniert Empathie?

Einige Theorien gehen davon aus, dass Empathie eine Art Ansteckungsvorgang ist. Die Theorie der Spiegelneuronen, die in den 1990er-Jahren bekannt wurde und immer wieder zitiert wird, sagt, dass wir auf neuronaler Ebene das spiegeln, was andere fühlen. Das ist aber eine relativ einfache Erklärung für das Verständnis von Gefühlen anderer. In der Philosophie versteht man Empathie vor allem auch als anspruchsvollen Vorgang, bei dem wir uns Kraft unserer Vorstellung in die Situation einer Person hineinendenken, um nachzuvollziehen, was sie erlebt. Es ist kein passives Spiegeln,

sondern das aktive Sichhineinversetzen und Verstehenwollen. Man betrachtet das Leben durch die Brille einer anderen Person oder Gruppe.

In einem Interview in der NZZ zur Empathie mit ukrainischen Geflüchteten sagten Sie, man könne zwei Arten von Perspektivenwechsel unterscheiden. Was meinen Sie damit?

Wir können einen Ich-zentrierten von einem Du-zentrierten Vorgang unterscheiden. Bei Ersterem überlege ich aufgrund meiner eigenen Erfahrungen, meines Wissens oder meiner Charaktereigenschaften, was ich an der Stelle einer anderen Person machen würde. Beim



Du-zentrierten Perspektivenwechsel gehe ich nicht davon aus, was ich selbst in dieser Situation fühlen oder tun würde, sondern ich versetze mich – so weit es geht – in jemand anderen hinein. Das bedingt, dass ich einiges über diese Person weiss, ihren Kontext, ihre Charaktereigenschaften, Erfahrungen, Wünsche, Bedürfnisse oder Enttäuschungen kenne. In der Praxis, beispielsweise im Betreuungsalltag, kann mir dieses Wissen bei der Entscheidung helfen, welche Unterstützung ich jemandem anbiete.

Ist Empathie eine Fähigkeit, die man lernen kann?

Gewisse Anlagen, die der Empathie zugrunde liegen, bringen alle Menschen mit. Das Baby lächelt beispielsweise zurück, wenn die Eltern es anlächeln. Dieses responsive Lächeln entwickelt sich einige Wochen nach der Geburt. Auch gewisse Spiegelungen oder erste Formen des Perspektivenwechsels zeigen sich bereits im Alter von neun Monaten. Im Laufe unseres Lebens lernen wir aber nuancierter, die Perspektive anderer Menschen einzunehmen. Die Frage, weshalb das einigen besser und anderen schlechter gelingt, kann ich nicht vollständig beantworten. Ein Schlüssel dazu sind Geschichten, in denen sich Kinder, später natürlich auch Erwachsene, mittels Imagination in eine andere Perspektive hineinversetzen. Geschichten zu hören oder zu lesen, Theater, Film, Tanz oder Musik helfen, die Fähigkeit des Perspektivenwechsels zu kultivieren.

«Man muss auch Empathie mit sich selber haben.»

Susanne Schmetkamp, Philosophin

Oftmals nehmen Mitarbeitende in sozialen Institutionen die Bedürfnisse der Betroffenen empathisch wahr. Sie sind jedoch in ein System eingebunden, das ihnen aufgrund von Vorschriften und zeitlichen oder finanziellen Ressourcen nicht erlaubt, entsprechend zu handeln. Was tun?

Der Wert des Perspektivenwechsels liegt nicht immer in einer unmittelbaren Lösung. Spürt die betroffene Person, dass ich mich mit ihrer Perspektive auseinandersetze und sie verstehen will, fühlt sie sich zunächst einmal wahr- und ernstgenommen, was enorm wichtig ist für die emotionale Gesundheit und das Selbstbild. Ich beziehe mich dabei auf Marshall B. Rosenberg, der die gewaltfreie Kommunikation entwickelt hat. Er betont die handlungsunabhängige Dimension des empathischen Perspektivenwechsels und Zuhörens. Dem schliesse ich mich an. Gleichwohl ist es na-

türlich dramatisch und bedauernswert für eine betreuende Person, wenn sie die darüber hinausgehenden Bedürfnisse ihres Gegenübers nicht praktisch erfüllen kann.

Gibt es Situationen, wo man besser keinen Perspektivenwechsel macht?

Wer stets nur die Perspektive anderer einnimmt, läuft Gefahr, den Bezug zu sich selber und die Fähigkeit, auf sich zu achten, zu verlieren. Bei aller Empathie sollte man stets die eigene Perspektive, die eigenen Bedürfnisse und Grenzen berücksichtigen. Marshall B. Rosenberg betont, dass man auch Empathie mit sich selber haben muss. Ausserdem können und wollen wir vielleicht nicht die Perspektive von jedem oder jeder einnehmen, beispielsweise stossen wir bei unmoralischen Menschen auch an Grenzen.

Perspektivenwechsel sind ganz schön anstrengend!

Ja, aber das soll nicht negativ klingen. Vieles in unserem Leben ist mit einem gewissen Effort verbunden, bei dem wir unsere Bequemlichkeit überwinden müssen. Die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel ist wie ein Muskel, den man trainieren kann. Wie anstrengend es gerade ist, hängt auch von meiner eigenen Lebenssituation ab, ob ich genügend Ressourcen habe, den Willen für den Perspektivenwechsel aufbringen kann, oder selbst erschöpft bin und mir wünsche, dass jemand meine Perspektive wahrnimmt. Es lohnt sich aber immer wieder – auch im eigenen Interesse – zu versuchen, die Perspektive anderer zu verstehen.

Interview: Astrid Bossert Meier



Susanne Schmetkamp ist Assistenzprofessorin für Philosophie an der Universität Freiburg und arbeitet auch als freie Moderatorin und Autorin, unter anderem ist sie Verfasserin des Buches «Theorien der Empathie», Junius Verlag, 2019. Susanne Schmetkamp ist Mutter von vier Kindern und lebt mit ihrer Familie in Zürich.

Die Perspektive der Praxis in die Schule holen

Kompetente Berufsleute auszubilden, ist das Ziel aller Ausbildungsstätten. Die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik hsl holt dafür regelmässig Fachpersonen in leitender Funktion zum Austausch an den Runden Tisch.

Zwar stehen die Tische im Sitzungszimmer bei ARTISET Bildung in Luzern im Viereck. Das ändert jedoch nichts an der Idee eines Runden Tisches. Wer dieses Arbeitsinstrument kennt, weiss: Hier soll eine Austauschplattform genutzt werden können. Zum Treffen eingeladen haben der heutige Moderator und hsl-Dozent Roland Zihlmann, Co-Schulleiter Dominik Brantschen sowie Petra Hegi und Olivier Dahli – gemeinsam im Ressort Praxis der hsl engagiert. «Ziel der hsl ist es, die Ausbildung der zukünftigen Sozialpädagog:innen so zu gestalten, dass sie für die Berufsfelder in der Praxis gerüstet sind», so Zihlmann, der selbst 20 Jahre Berufserfahrung als Sozialpädagoge mitbringt. Es liegt auf der Hand, dass dies nur im steten Austausch mit Führungspersonen aus der Praxis gewährleistet werden kann.

Kathrin Burkhardt, Gesamtleiterin des Jugenddorfes Knutwil, ist eine von fünf Fachpersonen in leitender Funktion, die an diesem Mittwochmorgen am Runden Tisch Platz nimmt. «Werden Institutionen direkt in den Ausbildungsprozess einbezogen, trägt das viel zur Qualität bei», ist sie überzeugt. Bildungsinhalte können so an die aktuellen Berufsanforderungen angepasst werden. Dass diese breit gefächert sind, zeigt sich schon in der ersten Gesprächsrunde: Immer mehr gleicht das Idealbild des ausgebildeten Sozialpädagogen und der qualifizierten Sozialpädagogin einer «eierlegenden Wollmilchsau»; Ausgebildete sollten möglichst vielseitig einsetzbar sein. Die hsl trägt dieser Spannweite mit einer generalisierten Grundausbildung Rechnung, was von den anwesenden Institutionsleitenden geschätzt wird. Es sind Feinheiten wie das Kennen der ICD-10-Klassifikation und die Auseinandersetzung mit rechtlichen Fragen, die im Speziellen gewünscht werden. Anliegen, die seitens der hsl auf offene Ohren stossen.

Rahmenlehrplan bietet Möglichkeiten

Ob organisatorische Anforderungen wie die Blockwochen im ersten Ausbildungsjahr zum Hindernis werden können, hängt von der Organisationsform des jeweiligen Ausbildungsbetriebes ab. Ist dieser während 365 Tagen im Jahr geöffnet, können Abwesenheiten

besser kompensiert werden, als während des laufenden Schulbetriebs. Die Diskussion zeigt: Auch der Aufbau der Ausbildung muss immer wieder überprüft werden; eine Herausforderung, mit der es der neue Rahmenlehrplan aufnehmen möchte. Inhaltlich steht nach wie vor ein generalisiertes Profil im Zentrum, auf das mit einer bereichsspezifischen Fokussierung aufgebaut werden kann. Neu steht dabei der Kompetenzerwerb im Zentrum, einer davon wird gar neu eingeführt: Die Beteiligung an der Entwicklung der Organisation/Institution und damit die Übernahme von Führungsaufgaben. Eine Neuerung, die an Rückmeldungen aus der Praxis anknüpft und auch am Runden Tisch auf Zuspruch stösst. Allerorts wird bereits mit agilen Strukturen gearbeitet und Mitarbeitenden dementsprechend mehr Verantwortung zugewiesen. «Es ist in unserem Interesse, dass die Kompetenzen der Berufsleute auf den Praxisanforderungen aufbauen», unterstreicht Burkhardt die Wichtigkeit des Runden Tisches. Sie geht mit dem guten Gefühl zurück ins Jugenddorf, dass ihre Bedürfnisse von der hsl anerkannt worden sind und zwar «nicht von heute auf morgen», aber in naher Zukunft in die Ausbildungskonzepte einfließen werden.

Susanna Valentin



«Kannst du für 24 Stunden ein Ja-Mann sein?»

Wer Kinder betreut, braucht fundiertes Fachwissen, aber auch die Fähigkeit, sich empathisch in deren Lebenswelt einzufühlen. Lernt man das im Studium?

Wir haben bei Marco Keller (26), Student an der Höheren Fachschule für Kindheitspädagogik in Zug, und bei Hanna (9) nachgefragt.

Eigentlich hat Hanna keine Lust, ein Interview zu geben. Sie sitzt am Tisch im Aufenthaltsraum, stützt den Kopf in die Hände und zieht eine Schnute. Betreuer Marco Keller sitzt neben ihr. Jetzt hält er seine zur Faust geballte Hand vor seinen Mund und tut so, als ob es sich um ein Mikrofon handelt. «Wir starten das Interview jetzt trotzdem mit einer ersten Frage an Hanna: Was hast du heute im Hort gemacht?» Er hält Hanna das Mikrofon hin; die Schnute verschwindet und das Mädchen sagt: «Ich war im Gumpizimmer auf dem Trampolin und habe den Salto geübt.»

Fachlichkeit und Empathie

Hanna ist in der dritten Primarklasse und besucht an vier Tagen die Woche den Hort im Maihof, einen von 18 Betreuungsstandorten der Volksschulen der Stadt Luzern. Marco Keller befindet sich im vierten und letzten Ausbildungsjahr zum Kindheitspädagogen HF und gehört im Maihof seit dreieinhalb Jahren zum Betreuungsteam. Sein Studium an der Höheren Fachschule für Kindheitspädagogik (hfk) in Zug umfasst unter anderem pädagogische, entwicklungspsychologische, soziologische Grundlagen oder die Reflexion über Selbst- und Fremdbilder. Wer mit Kindern arbeitet, sollte empathisch sein und sich in deren Lebenswelt einfühlen können. Lernt man an der hfk, wie man diesen Perspektivenwechsel schafft? «Eine gewisse Intuition bringen alle mit, auch wenn ich mich selbst eher als analytischen und nicht ausgesprochen empathischen Menschen bezeichnen würde», antwortet Marco Keller. Durch die Fachinputs an der hfk habe er jedoch gelernt, unterschiedliche Perspektiven einnehmen zu können. Marco Keller überlegt kurz und untermauert seine Aussage mit einem einfachen Beispiel: «Wenn ich aufgrund von entwicklungspsychologischen Erkenntnissen weiss, wann ein Kind «fremdelt», kann ich das Verhalten einordnen und darauf reagieren.» Das Studium habe vielleicht nicht seine Empathie gesteigert, aber er habe das nötige Wissen erworben, sei heute sensibler, arbeite reflektierter und habe gelernt, wo seine «blinden Flecken» seien. Das alles helfe ihm, sich in die Lebenswelt eines Kindes hineinzudenken.

Dies allein reicht jedoch nicht, um den pädagogischen Auftrag zu erfüllen. Denn oftmals geht es darum, einen Kompromiss zu verhandeln, mit dem alle leben können. Dabei spielt für Marco Keller die Kommunikation eine wichtige Rolle: «Ich muss im Umgang mit den Kindern oder auch den Angehörigen meine Handlungen verständlich und für sie nachvollziehbar begründen können – tagtäglich.»

Flexibilität gefordert

Wie jetzt gerade. Hanna wünscht sich nämlich von den Betreuern des Hortes, dass sie weniger «Nein» sagen. «Ich möchte länger Musik hören, mehr Zeit im Gumpizimmer verbringen und zum Zvieri häufiger Glacé essen», so die Wunschvorstellung der Neunjährigen. Sie schaut Marco Keller herausfordernd an und sagt: «Du bist eigentlich ein Nein-Mann. Kannst du nicht mal für 24 Stunden ein Ja-Mann sein?» Marco Keller kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Ernst nimmt er Hannas Aussagen trotzdem. «Mit den Kindern über bestehende Regeln zu diskutieren, fordert mich heraus, auch meine eigenen Werte und Haltungen zu hinterfragen. Das ist ein spannender Prozess und zugleich ein Prozess, der nie abgeschlossen ist.» Deshalb gelte: «Wer flexibel ist, hat in unserem Beruf ganz sicher Vorteile.»

Ursula Känel Kocher



«Brauche keinen Betreuer und keinen Papi»

Sozialpädagoge Beat Schmid (29) begleitet Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Das bedingt auch, die Perspektive anderer einzunehmen. Wie macht er das? Wir haben uns mit ihm und Bernhard (59), einem Bewohner der Stiftung Guyerweg in Aarau, unterhalten.

Bald reist Bernhard mit seiner Partnerin und Familie an die Hochzeit seines Patenkindes nach Schweden. Beim Buchen der Flüge wurde er von Sozialpädagoge Beat Schmid unterstützt. «Das war echt kompliziert, da mussten wir beide ziemlich hirnen», sagt Bernhard. In der Zwischenzeit sind die Flugtickets reserviert und Bernhard freut sich.

Autonomie fördern

Seit 16 Jahren lebt der gelernte Elektromonteur in der Stiftung Guyerweg in Aarau. Die sozialtherapeutische Rehabilitationsinstitution hat zum Ziel, Menschen mit besonderen Bedürfnissen und Psychiatrie-Erfahrung zu fördern. Genauer gesagt: «Unser sozialpsychiatrisches Ziel ist es, den Bewohner:innen eine möglichst individuelle Langzeitrehabilitation in familiärem Rahmen anzubieten, sodass sie es später schaffen, alleine oder mit minimaler Unterstützung in der Gesellschaft zu bestehen», erklärt Institutionsleiter Renato Caluori.

Aus diesem Grund erhält jede Bewohnerin und jeder Bewohner eine Bezugsperson. Beat Schmid, der letztes Jahr an einer Höheren Fachschule für Sozialpädagogik die Ausbildung abgeschlossen hat, steht Bernhard zur Seite. Wobei Bernhard unmissverständlich klar macht: «Ich brauche keinen Betreuer und auch keinen Papi.» Er lacht; merkt selber, dass die Bezeichnung «Papi» für den 30 Jahre jüngeren Schmid nicht so recht

passen will. Er sieht in Beat vielmehr einen «Begleiter», der ihn, wenn es nötig ist, unterstützt. So habe dieser ihn etwa im Umgang mit dem Laptop vertraut gemacht. «Das war hilfreich. Aber was ich alleine machen kann, mache ich alleine. Punkt.»

Beziehung hilft beim Perspektivenwechsel

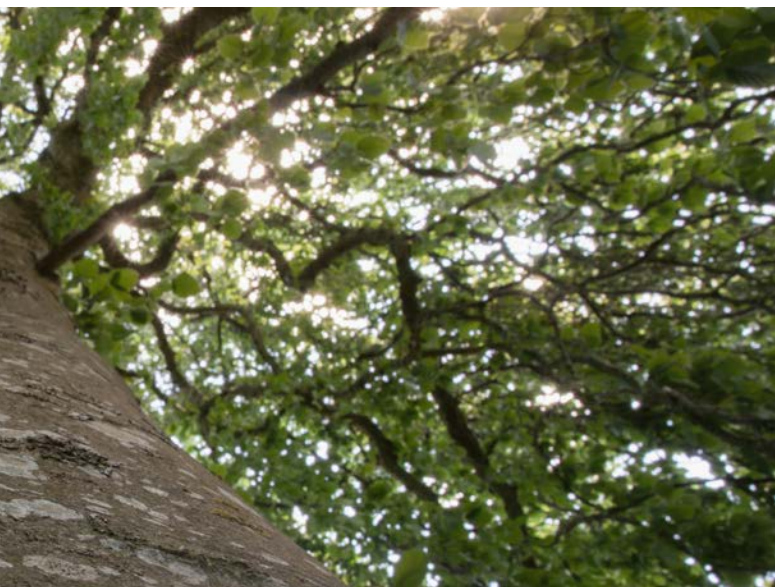
Zu erkennen, welche Bedürfnisse das Gegenüber hat, gehört zu den Kernkompetenzen in der Sozialpädagogik. Beat Schmid setzt dabei sowohl auf fachliche Werkzeuge als auch auf die persönliche Beziehung. Gerade zu Beginn einer Zusammenarbeit arbeitet er oft sehr strukturiert mit dem Modell der Ressourcendiagnostik. Das Instrument hilft, Ressourcen (unter anderem psychisch, physisch oder sozial) sichtbar zu machen. Die Stiftung Guyerweg legt aber auch auf die Beziehungsarbeit grossen Wert. «Je besser Bernhard und ich uns kennen und vertrauen, desto einfacher wird der Perspektivenwechsel», so die Erfahrung von Beat Schmid. «Ich nehme beispielsweise auch wahr, was nicht klar kommuniziert wird und kann darauf reagieren.»

Der Perspektivenwechsel hat jedoch auch seine Grenzen: «Sich in die Situation mancher Personen mit psychischer Erkrankung hineinzusetzen, ist unglaublich schwierig», sagt der Sozialpädagoge. Es gelte zu akzeptieren, dass jeder Mensch seine eigene Realität habe.

Nächste Ziele definiert

Häufiges Thema in den aktuellen Gesprächen zwischen Beat Schmid und Bernhard ist dessen Traum einer eigenen Wohnung. «Im Vergleich zu früher bin ich heute ausgeglichener», so Bernhards Selbsteinschätzung. Auch für die Institution liegt der Schritt in die Selbstständigkeit in greifbarer Nähe. Doch erst geht es für Bernhard jetzt nach Schweden an die Hochzeit des Patenkindes.

Ursula Känel Kocher



«Aus Jugendanimation sollte Gesellschaftsanimation werden»

Die Höhere Fachschule für Gemeindeanimation hfg bildet Profis für die Jugendarbeit aus – so das gängige Bild. Doch das Arbeitsfeld von Gemeindeanimat:innen ist viel umfassender, wie ein Blick in die Altersanimation von Pro Senectute zeigt.



Sonia Di Paolo arbeitet bei Pro Senectute Kanton Luzern als Gemeindeanimatorin HF in Ausbildung und hat verschiedene Angebote für Senior:innen aufgebaut, unter anderem «Lesegenuss»: Regelmässig treffen sich Gruppen in Stadtluzerner Quartieren und lauschen freiwilligen Vorleser:innen. Alle Teilnehmenden sind im Pensionsalter. Nach der Lesung besprechen sie den Inhalt. Das Projekt ist offen, eine Anmeldung nicht nötig. Dabei lassen sich Lesende und Zuhörende auf die Ungewissheit ein. «Sie wissen nie, wer kommt», sagt Sonia di Paolo. Das kann ziemlich herausfordernd sein. «Im Alter neigt man dazu, alles durchplanen zu wollen. Dabei gibt es so viele Dinge, auf die man sich nicht vorbereiten kann, etwa bei der Gesundheit.» Willkommen in der vielschichtigen Gemeindeanimation für Senior:innen!

Viele Gemeinsamkeiten

«Das Projekt «Lesegenuss» besticht durch seine Einfachheit», attestiert Marcel Schuler. Er leitet bei Pro Senectute Kanton Luzern den Bereich Beratung Gemeinden/Projekte. «Es ist basisnah und sorgt für soziale Kontakte.» Zudem ist es fordernd: «Es liefert kein fertiges Angebot, sondern verlangt Engagement.» Seit Sommer 2020 beschäftigt sich Sonia Di Paolo für Pro

Senectute Kanton Luzern mit dem Thema Altersanimation. Während Jahren arbeitete die Mutter von zwei Kindern als Grafikerin, mit 50 hat sie sich neu orientiert. Derzeit absolviert sie die Ausbildung an der Höheren Fachschule für Gemeindeanimation von ARTISET Bildung. In ihrer Klasse ist sie die Einzige in der Altersarbeit. Das habe sie überrascht. «Die Fokussierung auf diesen Bereich dürfte noch grösser werden.» Dennoch profitiere sie vom Unterricht. «Hier erhalte ich den theoretischen Hintergrund für meine Tätigkeit.» Das vermittelte soziologische und psychologische Wissen sei wertvoll.

Gemeindeanimation – breiter als gedacht

Die Gesellschaft wird älter, der demografische Wandel ist Fakt. Marcel Schuler fordert als Reaktion darauf: «Aus Jugendanimation sollte Gesellschaftsanimation werden.» Indes sei der Unterschied zwischen Jugend- und Altersarbeit gar nicht so gross. «Im Zentrum stehen hier wie dort die Beziehungsarbeit und das gemeinsame Entwickeln von Ideen.» Zudem gehe es an beiden Orten um Identität. «Jugendliche sind dabei, sie zu finden.» Bei Senior:innen drehe sich viel um die Frage, welchen Inhalt das Leben nach der Aufgabe der Erwerbstätigkeit und auf dem Weg in Richtung Lebensende haben soll. In Gemeinden stelle er fest, dass die Altersanimation an Bedeutung gewinne, so Schuler. Das Ganze sei «noch ein zartes Pflänzlein, das viel Pflege bedarf». Auch ARTISET arbeite intensiv daran, «das ist gut spürbar».

David Koller

Bilder der Qualität – ein Jubiläum wird doch noch gefeiert

Mit einer Fachveranstaltung und einer Jubiläumsfeier, an der eine Film Premiere im Zentrum stand, konnte das verspätete Zehn-Jahr-Jubiläum der Höheren Fachschule für Kindheitspädagogik hfk nun doch noch durchgeführt werden.



Bilder aus dem Film «Die Welt entdecken»

Bepackt mit Rucksäcken, gut geschützt gegen Kälte und Matsch, ist eine Gruppe von kleinen Kindern und Erwachsenen an einem Vorfrühlingstag unterwegs. Ihr Leiterwagen ist beladen mit allem, was sie den Tag über benötigen. Schnell fällt die besondere Atmosphäre auf, die Konzentriertheit und Freude der Kinder, die Gelassenheit der Erwachsenen. Die Szene der Kita auf dem Weg zu ihrem Waldtag stammt aus dem Film «Die Welt entdecken», der zum hfk-Jubiläum entstanden ist. Ein Film, der Eindrücke aus dem Alltag der Kinderbetreuung vermittelt und die Qualität in der Arbeit mit den Kindern sichtbar machen will. Denn es ist im Alltag nicht einfach zu erkennen, wann in der Kinderbetreuung auf qualitativ hohem Niveau gearbeitet wird oder was es ausmacht, dass ausgebildete Kindheitspädagog:innen den Alltag in einer Betreuungseinrichtung gestalten und prägen. Es braucht Bilder und Erlebnisse, die das verdeutlichen.

Qualität sichtbar machen

Genau dazu wollte die hfk mit ihrem Jubiläum einen Beitrag leisten. Das Buch «Die Welt entdecken», hat im letzten Jahr den Anfang gemacht. In diesem Jahr ist der Film der beiden renommierten Filmschaffenden Luzia Schmid und Hajo Schomerus hinzugekommen. Abgerundet wurde das Jubiläum mit einer Fachveranstaltung, an der Vertreter:innen aus der Fachwelt, der Praxis, der Ausbildung und der Politik über Möglichkeiten zur Entwicklung von Qualität und über gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen diskutierten. Stimmen rund um das Jubiläum haben bestätigt, dass die hfk als Schule wahrgenommen wird, die nicht nur auf Qualität in der Ausbildung setzt, sondern sich aktiv für die Qualitätsentwicklung im Berufsfeld engagiert.

Thomas Jaun



BUCHTIPP

Die Welt entdecken

10 Stichworte zur Qualität in der Kinderbetreuung

Das Buch kann bei der hfk für 20 Franken (inklusive Porto) bezogen werden: hfk@artisetbildung.ch

Qualifiziert für die Arbeit mit beeinträchtigten Menschen

Die Berufsprüfung «Spezialist:in für die Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigungen» ist eine Chance, sich weiterzuentwickeln – insbesondere für Fachpersonen Betreuung FaBe. Die Berufsprüfung ermöglicht einen Abschluss auf Tertiärniveau.

Einige erinnern sich an ihre ersten WG-Erfahrungen und an die damit verbundenen täglichen Herausforderungen. Ähnliche Herausforderungen finden sich in Wohngruppen für Menschen mit Beeinträchtigung. Erschwerend kommt hinzu, dass sich Menschen mit Beeinträchtigung oftmals nicht adäquat ausdrücken und so falsch verstanden werden können. Wenn es dann noch an Partizipationsmöglichkeiten mangelt, kann es schon mal passieren, dass die Situation bereits am Frühstückstisch schwierig wird. Als Fachperson Betreuung FaBe kommt man trotz Ausbildung oft an die Grenzen. Die hohe Arbeitsbelastung, wenig Wertschätzung, Personalmangel und Zeitdruck belasten den Alltag zusätzlich.

Mehr Freude am Job durch neue Skills

Eine Möglichkeit, dieser Realität zu begegnen, ist, dass sich Mitarbeitende mit geeigneten Ausbildungen für die anspruchsvolle Begleitfunktion qualifizieren. Mit der eidgenössischen Berufsausbildung «Spezialist:innen für die Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigungen» erwerben Mitarbeitende neue und für die tägliche Arbeit wichtige Skills. Dank vertieftem Fachwissen können sie herausfordernden Situationen im Alltag professionell begegnen. Zentrale Themen sind Selbstbestimmung und soziale Teilhabe. Flavia Stalder, Fachfrau Betreuung im Blinden- und Behindertenzentrum in Bern, hat bereits fünf Schultage der Vorbereitungsmodul für die Berufsprüfung «Spezialist:in für die Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigungen» absolviert und ist begeistert. Sie konnte vieles mitnehmen in ihren Praxisalltag, denn die Berufsprüfung ist praxis-

nah und spezifisch auf die Begleitung und Unterstützung von Menschen mit Beeinträchtigung ausgerichtet. Dies war für Flavia Stalder ausschlaggebend: «Der Vorbereitungslehrgang bietet die Möglichkeit zur Vertiefung genau in jenen Bereichen, die während der Ausbildung zur Fachfrau Betreuung etwas zu kurz kamen, beispielsweise Angehörigenarbeit oder agogische Prozessgestaltung.» Ein zusätzlicher Ansporn war, dass sie mit dem Bestehen der Berufsprüfung einen Abschluss auf Tertiärniveau hat, ohne Studium.



Symbolbild: Michael Canonica ©INSOS

Alltagsorientierte Prüfung

Das Blinden- und Behindertenzentrum Bern unterstützt und begrüsst Berufsprüfungen im Allgemeinen, insbesondere die Berufsprüfung für die Begleitung für Menschen mit Beeinträchtigungen. So erklärt Christine Lindo-Mühlemann, Gesamtbereichsleitung Wohnen, dass dadurch einzelne Mitarbeitende adäquat unterstützt und in ihrer Laufbahn gefördert werden können. Die Berufsprüfung sei eine tolle Möglichkeit, einen tertiären Abschluss berufsbegleitend und praxisnah zu erlangen. «Den Mehrwert sehe ich vor allem darin, dass das erweiterte Fachwissen wieder in die Teams fließt und die gesamte Institution davon profitiert.»

Sandra Picceni

i

Hier finden Sie weiterführende Infos zur Berufsprüfung



bit.ly/3aQaAbz



bit.ly/3v57Uh7

Japanische Kunst für Zuger Kleinkinder

Das Kunsthaus Zug macht Kunst nicht nur erwachsenen, sondern auch ganz jungen Besucher:innen zugänglich. Die «Gazette» von ARTISET Bildung durfte an einer Führung für Kita-Kinder dabei sein.



Voller Tatendrang geht es im Gänsemarsch durch die ersten Ausstellungsräume. Die Kinder folgen Susanne Stucky, die einen gut beladenen Wagen vor sich herschiebt. Darauf befindet sich all das Material, das sie für die Führung der Gruppe im Kunsthaus Zug an diesem sonnigen Mittwochnachmittag braucht. Nicht zu lange darf sie dauern, denn die Beine sind kürzer und die Schritte dementsprechend kleiner: Mit dabei sind acht Kinder einer Zuger Krippe, begleitet von Fachperson Betreuung Andreas Suter und einer Arbeitskollegin. Die Route hat die Kunstvermittlerin im Voraus festgelegt, die geplanten Stationen sind gut durchdacht. «Einen roten Faden gibt es bei den Führungen unserer ganz jungen Besucher:innen immer», erklärt sie. «Es ist aber stets eine Überraschung, wie die eineinhalb Stunden schliesslich genau werden.» Die 58-Jährige sagt es mit einem Schmunzeln. Seit zehn Jahren

leitet sie im Zuger Museum Kinderworkshops. Und noch immer mag sie die Spontaneität, die diese von ihr fordern. Im Atelier, dem Endpunkt der Führung, hat Stucky bereits Tische abgedeckt, Farben bereitgestellt und Pinsel in Dosen drapiert. Doch bevor es dorthin geht, gibt es noch ganz viel zu entdecken.

Wo liegt Japan? In der aktuellen Ausstellung «Alles und nichts» geht es um «Japan und die moderne Kunst bis heute». Der Globus dreht sich hin und her, kleine Finger zeigen auf verschiedene Länder, 16 Kinderaugen suchen die bunt gefärbten Länder ab. Unter wachen Blicken wird die Insel schliesslich aufgespürt und deren Kaiser auf einem Bild vorgezeigt. «Erster Kaiser war sein Ur-Ur-Ur-Ur...», Stucky hält die Finger hoch, die Kinderschar tut es ihr gleich, gemeinsam wird drauflosgezählt, «...Ur-Urgrossvater!». Die Augen rundherum weiten sich. «So lange ist das her?», ruft es aus der Gruppe. Ein Junge kann es kaum glauben, die Dimension von 2700 Jahren ist schwer vorstellbar. «Gab es da noch Dinos?» Platz hat diese Frage allemal, Stucky beantwortet sie fachkundig und leitet die Aufmerksamkeit dann geschickt auf den nächsten Programmpunkt: ein Päckli. Wo Geschenke sind, ist schnell das Interesse von Kindern geweckt. Darauf abgebildet ist eine elegant gekleidete Dame, die es im nächsten Raum zu suchen gilt.

Im Gänsemarsch zur Masagoji

Wiederum geht es im Gänsemarsch weiter, vorbei an einer Gruppe erwachsener Besuchenden, die die Jungen wohlwollend grüsst. «Uns ist es wichtig, dass die Türen des Kunsthauses für alle offen stehen», erklärt Stucky ihr Engagement, «hier soll jede Altersgruppe Zugang zur Kunst finden dürfen.» Vor rund zehn Jahren hat sie die Führungen für Vorschulkinder zusammen mit der damaligen Leiterin der Kunstvermittlung aufgebaut. «Das war ein Experiment, wir wollten ein Bildungsangebot für kleine Kinder schaffen.» Davon gebe es noch viel zu wenige. Kitamitarbeiter Andreas Suter schätzt es sehr, dass im Kunsthaus Kindergruppen willkommen sind. «Für die Kinder ist das ein super Erlebnis, das Abwechslung in den Alltag



bringt.» Zum fünften Mal begleitet er eine Gruppe ins Kunsthaus, jedes Mal überzeugte ihn die Art und Weise, wie Stucky auf die unterschiedlichsten Kinder eingehen kann. «Die Kunstvermittlung ist hier wirklich kindgerecht und sehr lebendig gestaltet.» Im hohen, hellen Raum eilen die Kinder nun von Bild zu Bild, schnell ist die Geschenkpapier-Dame gefunden. Stucky zieht mit ihrer Mimik die Aufmerksamkeit wieder auf sich: «Wie steht diese Frau denn da?» Schnell wird die Pose ausprobiert, der Kopf leicht über die Schulter nach hinten gedreht. Nun ähneln – zumindest in der Körperstellung – Gross und Klein der «Masagoji aus dem Tsuruya», gemalt von Kikugawa Eizan um 1810.

«Uns ist es wichtig, dass die Türen des Kunsthauses für alle offen stehen.»

Susanne Stucky, Kunstvermittlerin Kunsthaus Zug

Nach der anstrengenden Suche wird es Zeit für eine kleine Rast. Kissen werden vom Metallwagen geladen, das Sitzen am Boden im Kreis wird so viel bequemer. Mitten im Ausstellungsraum holt Stucky Karten hervor, zeigt einen runden Punkt. Ein Stoppzeichen? Eine Sonne? Nicht alle raten gleich lauthals mit, die versierte Pädagogin lässt auch diejenigen zu Wort kommen, die sich etwas ruhiger durch die Führung bewegen. Schliesslich ist das Rätsel um den roten Punkt auf weissem Grund gelöst: Es ist die Flagge von Japan. Mit einem Stempel dürfen kleine Kinderhände nun eigene Japanflaggen auf weisse Karten drucken.

Von der Rigi zum Fuji

Dann holt die Kunstvermittlerin das Bild eines bekannten Berges hervor, ein Mädchen erkennt ihn sofort: die Rigi. Das japanische Pendant dazu: der Vulkan Fuji. Wo es Vulkane gibt, gibt es auch oft Erdbeben. Wie sich ein solches anfühlen kann, probiert die ganze



Gruppe aus. Durchgeschüttelt geht es weiter, diesmal in einen Raum mit grossem Bildschirm. Darauf schwimmen Kois gemächlich durchs Wasser. Magisch angezogen steht das Kollektiv davor. Stucky versteht es, die Aufmerksamkeit ihrer Gruppe wiederzugewinnen, und zwar mit dem Bild eines alten Mannes. «Ist das jetzt der Ur-Ur-Urgrossvater?», fragt ein Mädchen aufgeregt. «Das könnte natürlich sein», antwortet Stucky, «es ist aber der Künstler Katsushika Hokusai, der zuhause nicht so gern putzte und darum ganz viel herumgewandert ist und schöne Bilder gemalt hat.» Putzen und Aufräumen, das macht auch ein grosser Teil der kleinen Besucher:innen nicht so gern; das Verständnis für den Lebensstil des abgebildeten Mannes ist demnach riesig. Auf seinen Bildern der Serie «36 Ansichten des Berges Fuji» lässt sich etwas immer wieder entdecken: den Fuji, den nun alle durch seine prägnante Form erkennen. Mit einem kopierten Bild als Anregung in der Hand geht es direkt ins vorbereitete Atelier. Voller Eifer, im Kopf die Eindrücke durchquerter Kunsträume, werden die Pinsel geschwungen. Die Zeit rinnt durch die farbigen Werke, die eineinhalb Stunden sind bereits um. Bunte Landschaften werden an die Wand geklebt, es braucht ein paar Tage Geduld, bis sie getrocknet sind und abgeholt werden können. Dann aber erinnern sie an eine lebhaftere Führung, die den Zuger Vierjährigen die Kunst Japans ein bisschen nähergebracht hat.

Susanna Valentin

Über den Mut, neue Wege zu gehen

Selbstvertreterin, Sozialarbeiterin, Supervisorin, Lehrbeauftragte, Rollstuhl-Basketballerin und Fast-Paralympionikin: Über Andrea von Büren gibt es viele Geschichten zu erzählen. Oft geht es darin um Inklusion.

«Statt sich darüber den Kopf zu zerbrechen: Fragen!» – Diesen Rat gibt Andrea von Büren Personen, die im Umgang mit Menschen mit Behinderungen unsicher sind. Etwa, ob man nun von Behinderung oder Beeinträchtigung sprechen soll. Oder ob und wie man einer Person im Rollstuhl zu Begrüssung die Hand reicht. Eine Standardantwort gibt es nicht. «Viel hängt von Person und Situation ab.» Umso wichtiger sei es, darüber zu reden. Zu fragen, statt zu vermuten.

Dies und mehr gibt Andrea von Büren angehenden Sozialpädagog:innen mit auf dem Weg. Im Zentrum ihres Lehrauftrags stehen Barrierefreiheit und Inklusion. «Ich versuche, die Studierenden zu sensibilisieren.» Das tut sie mit Blick auf ihre eigenen Erfahrungen. Sie kam mit Spina bifida zur Welt, mit einem offenen Rücken. Ihr Gang ist eingeschränkt, regelmässig benutzt sie den Rollstuhl. «Heute mehr als früher. So fühle ich mich sicherer.»

«Selbsterfahrung verbessert die Sensibilisierung. Vor allem, wenn sie von Betroffenen vermittelt wird.»

Andrea von Büren

Als Selbstvertreterin Einblick gewähren

Andrea von Büren ist Selbstvertreterin. Man könnte sie auch Aktivistin nennen, doch dieser Begriff sagt ihr nicht zu. Selbstvertretung bedeutet, dass sich Personen mit Behinderungen eigenständig für ihre Anliegen einsetzen. «Das ist authentischer, als wenn es Menschen ohne tun. Denn sonst fehlt die persönliche Erfahrung.» Von Studierenden bei ARTISET habe sie die Rückmeldung erhalten, dass ein entsprechendes Modul viel mehr bringe, wenn es echte Einblicke gewähre. Im Unterricht geht es um vieles: um Arbeit, Bildung oder Sexualität – um das ganze Leben.

Für die von ihr geforderte Authentizität engagiert sich Andrea von Büren auch beim Verein Sensability. Er

schult im Bereich Inklusion, die Mehrheit seiner Mitglieder hat eine Behinderung. In Kursen setzen sich Teilnehmende in den Rollstuhl, bewegen sich mit dem Langstock durch die Stadt oder lernen, wie Gebärdensprache funktioniert. «Selbsterfahrung verbessert die Sensibilisierung. Vor allem, wenn sie von Betroffenen vermittelt wird.» Entsprechende Perspektivenwechsel bietet Andrea von Büren im Auftrag des Vereins in Firmen oder Institutionen an.

Beratung und Opferhilfe

Zu Gast in Nottwil. Andrea von Büren empfängt uns in der Gemeinschaftspraxis, in der sie seit einigen Monaten eingemietet ist. Hier bietet sie Coachings, Supervision und Mediationen an. Dazu bildet sie sich derzeit weiter, Ziel ist ein Master in Beratung und Coaching. Insbesondere wegen der Tätigkeit bei Sensability und ihrem Lebensthema Inklusion sieht sie ihre Stärke in der Arbeit mit Teams, die Menschen mit Behinderungen zu ihrer Klientel zählen, ferner in der Beratung für Direktbetroffene. Die selbständige Tätigkeit beschränkt sich derzeit auf ein 20-Prozent-Pensum. Hauptberuflich ist sie als Sozialarbeiterin in Luzern bei der Opferberatung angestellt. Ein Job, der fordert. «Ich bin ein emotionaler Mensch und kann mich gut einfühlen.» Das sei nicht nur gut, dessen ist sie sich bewusst. «Aber Klient:innen können sich so besser öffnen.» Zudem habe sie ein tolles Team im Rücken. «Nach schwierigen Beratungen können wir in internen Gesprächen abladen. Das hilft.» Die Arbeit gefällt ihr, gleichwohl möchte sie langfristig noch stärker auf die Selbständigkeit setzen.

Sportliche Karriere endet abrupt

Im Gespräch ist unschwer zu erkennen, dass Andrea von Büren in Basel aufgewachsen ist. In der Zentralschweiz lebt sie seit 2011, heute gemeinsam mit ihrem Mann in Sursee. Nach Luzern – genauer gesagt nach Nottwil – hat sie der Rollstuhlsport gebracht. Er schreibt ein wichtiges Kapitel ihrer Lebensgeschichte. Angefangen hat es mit zwölf. Aus dem anfänglichen Hobby Rennrollstuhl wurde rasch mehr. «Ich erhielt tolle Unterstützung vom Kanton Basel-Stadt und von diversen Sponsoren. Ausserdem durfte ich die Sportklasse besuchen. So konnte ich viel trainieren.» Die Erfolge liessen nicht auf sich warten, insbesondere im Bereich der Mitteldistanzen von 400 bis 5000 Meter. Die zielstrebige



Juniorin kam viel herum, nahm in ganz Europa an Wettkämpfen teil, reiste bis nach Dubai und Sydney. Da war reichlich Potenzial für eine grosse Karriere vorhanden.

Es kam anders. «2009 erkrankte ich am Pfeifferschen Drüsenfieber und war acht Wochen ausser Gefecht.» An die angestrebte Teilnahme an den Paralympics war nicht mehr zu denken. Schlimmer noch: Der Wiederaufbau wollte nicht gelingen. «Meine Leistung blieb aus. Der Körper veränderte sich, ich nahm trotz Training und abgestimmter Ernährung stark zu.» Schuld war eine Schilddrüsenunterfunktion, ausgelöst durch die Viruserkrankung. «Die Chance, wieder zur alten Form zurückzukehren, betrug fünfzig Prozent.» Das war ihr zu vage. Sie hängte die Karriere an den Nagel und entschied sich für ein FH-Studium der Sozialen Arbeit. Ganz aus dem Leben verschwunden ist der Sport nicht. Heute spielt sie Rollstuhl-Basketball, gehört zur Auswahl eines im Entstehen begriffenen Nationalteams.

Coaching in herausfordernden Situationen

Der grosse sportliche Durchbruch blieb ihr verwehrt. Hadert sie damit? «Ich frage mich schon, wie weit ich gekommen wäre.» Zumal ihre einstige enge Trainingspartnerin Catherine Debrunner mittlerweile Profisportlerin ist und grosse Erfolge feiert. «Hätte ich es auch so weit gebracht?» Und trotzdem: «Ich bin komplett einverstanden mit meiner heutigen Situation und davon überzeugt, dass ich mich richtig entschieden habe.»

Für solche herausfordernden Situationen bietet Andrea von Büren Coachings an – auch für Menschen ohne Behinderung. Etwa bei der Berufswahl. Oft heisse es: «Schmink dir das ab. Das ist mit deiner Behinderung nicht möglich. Mach das KV.» Auch sie wählte seinerzeit diesen Beruf. Doch es gebe sehr wohl Alternativen. Sie nennt das Beispiel einer Rollstuhlfahrerin, die als Kindererzieherin arbeitet. «Geht nicht», hatte es seitens der Berufsberatung geheissen. Von wegen! «Sie erfordern einen Effort – aber neue Wege sind machbar.» Dazu ermutigt Andrea von Büren. Ihre eigene Lebensgeschichte bestätigt sie darin.

David Koller

Wenn alles ein Ganzes ergibt

Damian Meyer hat zahlreiche Ausbildungen hinter sich: Schreiner, Werklehrer, Zeichnungslehrer, Erlebnispädagog. Nebenbei ist er künstlerisch tätig. An der hsl ist er Kursleiter und Werklehrer. Vielfalt ist sein Lebenselixier. «Es macht mich zufrieden, das zu tun, wofür mein Herz schlägt.»



Als Ruderer in einem Viererboot setzte ich in jungen Jahren alles auf eine Karriere im Leistungssport. Mit der Zeit drängte sich eine Neuausrichtung auf. Mit meinen Ausbildungen konnte ich Handwerk, Gestaltung und Pädagogik verbinden und als Lehrer Gestalten an verschiedenen Schulen mit Begeisterung anwenden. Diese lebensnahe Tätigkeit verdichtet sich nun mit meinem Job an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik hsl noch mehr.

Gestaltung ist für mich auch Lebensgestaltung, Ausdruck und Kommunikation. Dafür hat es an der hsl viel Platz: Wir gestalten Settings, Räume, Zeit und natürlich auch handfeste Produkte, dies im Unterricht oder an schulkulturellen Anlässen. In Lagern fragen wir zum Beispiel: Wie gestalte ich einen Empfang? Wie, wo, mit welchen Mitteln? Was sage ich, wie gehe ich vor, wen beziehe ich wie mit ein? Das ist Gestaltung im Alltag. Unsere Studierenden sind in ihrem Beruf gefordert, Klient:innen in der Alltagsgestaltung zu unterstützen. Dabei gestalten sie Beziehungen und schaffen eine entwicklungsfördernde Atmosphäre. Mit einer breiten Gestaltungskompetenz steht ihnen im Berufsalltag eine vielfältige Werkzeugpalette zur Verfügung.

Ich soll von einer anderen Seite von mir berichten? Ich weiss nicht, ob es die so gibt. Seit meiner Ausbildung als Erlebnispädagoge realisiere ich immer mehr, wie sich alles zu einem Ganzen zusammenfügt. Menschen zu begleiten, dabei alle einflussgebenden Faktoren mit einzubeziehen und so Chancen ermöglichen für persönliche Entwicklung inklusive bei mir selbst – das bedeutet für mich Leben und Job verbinden. So ist das auch beim Skitourengehen, meiner liebsten Freizeitbeschäftigung. Ähnlich wie im Beruf geht es um das Systemische, das Ganzheitliche. Ich plane eine Route im Voraus, mache mir Gedanken zu Wetter, Schnee, Lawinengefahr, Ausrüstung und Teilnehmenden. Im Gelände muss ich im Moment reagieren. Jemand fühlt sich nicht gut, es hat geschneit usw. Offenheit für neue Entscheide ist gefragt. Hier fließen alle wichtigen Themen des Lebens ineinander, und das macht mich glücklich.

Aufgezeichnet von Bernadette Kurmann

Agenda

Aktuelle Weiterbildungen

Mini-Pâtisserie – grossartig klein

6. Oktober 2022, Zürich-Altstetten

Die Wirkung unserer Körpersprache und Stimme in der Kommunikation

Wie Sie mit Emotionen in der Gesprächsführung wirksam umgehen

14. Oktober 2022, Luzern

Medikamente – Veränderungen und Nebenwirkungen erkennen und verstehen

17. Oktober 2022, Luzern

Behandlungspflege

17. Oktober 2022 bis 3. März 2023 (11 Tage), Luzern

Drei Bausteine, um Führungsarbeit zu gestalten

Bewusst und zeitgemäss

18. bis 20. Oktober 2022, Luzern

Mitarbeitende führen

Situativ – wirksam – nachhaltig

19./20. Oktober 2022, Glattbrugg ZH

Alle aktuellen Angebote unter

artisetbildung.ch/weiterbildung

ARTISET Bildung – Weiterbildung

wb@artisetbildung.ch

Tel. 041 419 01 72

Impressum

«Gazette» ist die Kund:innenzeitschrift von ARTISET Bildung und erscheint dreimal jährlich.

Kontakt: ARTISET Bildung, Abendweg 1, 6000 Luzern 6, Tel. 041 419 72 53, artisetbildung.ch, info@artisetbildung.ch

Herausgeber:innenkommission:

Sandra Herren, Manuela Kessler, Jeannette Paul, Martin Zentner, Lisa Bechter, Florence Parmiggiani, Astrid Bossert Meier

Redaktion: Florence Parmiggiani, Astrid Bossert Meier, Lisa Bechter

Layout: frappant.ch, Bern

Auflage: 7400 Exemplare
